Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 43. Posen, den 23. Oktober. 1881.

Ein Heirathsgesuch.

Erzählung von M. Georgie.

Eines Abends las ich in irgend einer Zeitung von einem Preisausschreiben, das für die beste Novelle ausgeboten und von irgend einem Glücklichen oder Begabten gewonnen worden war. Ich verfiel in tiefes Nachdenken.

Ein wirthschaftliches Problem hatte mich schon lange in Anspruch genommen: woher kommt es, daß man nie Geld genug hat? — Vom ersten Staatsmann, der die Steuern ausschreibt, bis zum Tagelöhner, der Steine klopft, herunter, sind sich auch darin die Menschen gleich. Wenn nicht die Bedürfnisse, so gehen doch die Wünsche über den Haushaltungsetat hinaus; wie befriedigt man dieselben, d. h. woher nehmen und nicht stehlen?

Und siehe! meinem grauen Kopfe entsprang ein erhabener Gedanke, wie einst Minerva gewappnet dem Haupte des gewaltigen Zeus! Du bist doch sonst so dumm nicht, wie Du aussiehst, Tante Jakobi, wie wäre es, wenn Du ein wenig im Moose Deiner Erinnerungen kramtest? — Da liegt manch' blitzendes Steinchen, da glänzt manch' blinkendes Perlchen, d. h. manch' guter und schlechter Streich, suche nur und nimm's auf und schicke es fort in die Welt, es kennt Dich, alte Seele, doch Niemand, und vielleicht wechselt eine gütige Fee die schwarzen Zeichen in rundes Silber um, und Deine billigen Wünsche können realisirt werden.

Wirst Du auch keinen Preis gewinnen mit der Erzählung eines Schwankes, der seiner Zeit viel Jubel bereitet, so wirst Du doch ein fröhliches Lächeln bei Neffen und Nichten hervorrufen, wenn sie dies lesen — — die lieben Neffen und Nichten, von denen der eine oder die andere dabei wohl eine Rolle gespielt hat.

Also frisch an's Werk! Und fröhlichen Muthes gebeichtet, was einst hinter dem Kaffeetische von hochwohlweisen Köpfen berathen, kecklich ausgeführt und mit dem schönsten Erfolge gekrönt wurde. Jede Erzählung, soll sie interessant sein, fängt in der Regel mit einem Individuum an, das den Helden oder die Heldin der Geschichte bildet.

Meine Erzählung hat aber nicht blos ein solches Individuum, sondern deren fünf zu Hauptpersonen, damit das Interesse daran verfünffacht werde und der geneigte Leser gleich das Aussuchen habe. Und doch, bei Gaslicht besehen, sind diese fünf Individuen auch nicht die Hauptpersonen, sondern die einzige Hauptperson in meinem Geschichtlein ist — die Narrheit der Menschen! Wahr und wahrhaftig ist die Erzählung, geliebter Leser. Sie trug sich zu nach anno domini 66, als der Kriegslärm so schnell verstummte und die Welt wieder dem Flöten der Liebe lauschen konnte.

Wahr und wahrhaftig ist sie, das versichere ich mit meinem Ehrenwort, und das Ehrenwort einer sich zwischen vierzig und fünfzig Lebensjahren befindenden alten Tante hat noch Niemand angezweifelt, seit der schöne Spruch „Ein Wort, ein Mann" im Laufe der Zeiten ziemlich abhanden gekommen zu sein scheint, und die Emanzipation der Frauen mit so riesigen Schritten vorrückt, daß auch „das Wort halten" mehr und mehr unser Eigenthum geworden ist. — —

Im nördlichsten Winkel unseres gesegneten Norddeutschlands liegt ein kleines Kreisstädtchen, gerade so abgelegen vom Verkehr, als es zum Stillstand bürgerlicher Verhältnisse und kühner Unternehmungen großer Geister zweckdienlich ist; so weit von der Ostsee entfernt, daß, wer gute Ohren hat, das Brausen ihrer Wogen hören kann, und so nahe an dem heiligen Rußland, daß der schönste Thee, die feinsten Häute auf fabelhafte Weise in unsere Läden gelangen, ohne daß man weiß, wie sie über die Grenze gekommen sind, und daß, wer Lust hat, sich das Leben zu nehmen, den echtesten russischen Hanf fast umsonst zum Strick geliefert bekommen kann. Die Bewohner sind keine Lappen, die kamschadalisch näseln, sich von Fischen nähren, Kienfackeln brennen und ihre Salamander mit Thrankrügen reiben; es sind ehrliche Preußen.

Sie reden ein etwas breites, aber höchst fließendes Deutsch, lieben „was Gutes", besonders Fleisch — wenn auch die Hausfrauen über die theuren Preise klagen — trinken Alles, was gut schmeckt, wozu Thran bekanntlich nicht gehört, brennen in eleganten Lampen das hellste Kaiseröl und haben mit ihren Brüdern am Nordpol nur das Eine gemein, daß sie, wenn auch nur zuweilen, Pelze tragen.

So abgelegen besagtes Städtchen im norddeutschen Winkel liegt, so hat sich doch ab und zu ein Strahl der Erleuchtung und Aufklärung dorthin verirrt, und es gilt daher in der Provinz für einen Mittelpunkt geistiger Bildung und feiner geselliger Sitte. Sehen wir uns nach etlichen seiner Vorzüge um. Es liegt hübsch auf einer waldigen Hügelkette, durch die ein großer blauer See sich hinzieht; ein ehemaliges Kloster mit altem Dom und die ausgebauten Trümmer eines Ordensschlosses verleihen ihm sogar einen romantischen Anstrich. Die Straßen sind zwar breit, aber krumm und hügelig, die Häuser einstöckig und mit der Raumverschwendung alter Zeiten immer nur für einzelne Familien erbaut. Zwei- oder gar dreistöckige Gebäude sind noch zu zählen. Die Stadt ist gepflastert, wenn auch hin und wieder etwas holperig, so daß ein besonderer Aplomb dazu gehört, eleganten Ganges dahin zu schweben und geschickt den kleinen Hügeln auszuweichen, welche behufs der Straßenreinigung Sonnabends zusammengekehrt werden, um — Sonntags liegen zu bleiben zu Nutz und Frommen des Visiten machenden Theiles der Einwohner.

Th. hat Straßenbeleuchtung, sogar Gaslaternen, die aber etwas melancholisch brennen und den Eindruck der Finsterniß nur verstärken, doch sucht man selbst mit dem besten Teleskop ihre Existenz zuweilen vergebens, wenn im Kalender Mondschein prophezeit wird. Genügsame Leute — und dazu gehört die ehrsame Zunft der Spießbürger — behaupten aber, selbst in Residenzen sehe es oft nicht heller aus. Gymnasium und Bürgerschule leben in offener Fehde; die Schüler des Ersteren (Kanaster) liefern denen der Letzteren (Stadtkosaken) trojanische Kämpfe auf allen offenen Plätzen, Helden gleich, denen Bücher, Fäuste, Mützen und Schneebälle als Waffen dienen. Kreisgericht und Landrathsamt vertragen sich. Einige Doktoren beschäftigt das tiefernste Studium ihrer Wissenschaft, um den vergänglichen Leib der Menschen zu konserviren und ihren eigenen Korpus so behaglich als möglich zu pflegen (vide Champagner und Austern, Madeira und Fasan!). Ein paar Prediger, die im Schatten — nicht kühler Denkungsart, aber alter Linden wohnen — den Muckerprediger, wie das Volk ihn nennt, und den Schuster, Viceengel der Irvingianer, nicht mitgerechnet — nehmen dagegen die Seelen in ihre Kur, so daß es in Th. fast zur Unmöglichkeit wird, sich nicht an Leib und Seele wohl zu befinden.

Th. wird von einer Menge angesehener und studirter Leute bewohnt, deren Wohl und Wehe in der Hand des allgewaltigen Bürgermeisters ruht. Im Ganzen genommen sind die Zustände aber noch sehr patriarchalisch, idyllisch; in Ermangelung besserer

Unterhaltung wird der liebe Nächste vorgenommen; die Akustik des Ortes ist so vorzüglich, daß von allen Ecken und Enden ein einziges Echo wiederhallt; was man um 11 Uhr denkt, wissen die Leute um 12; wenn Jemand niest, ruft die ganze Straße „Gott helf!" und Leute giebt es, die in der Unschuld ihres Herzens es zu ihrer Lebensaufgabe machen, sich über Alles zu wundern, was höchst natürlich zugeht, und Alles unpassend zu finden, was sie nicht selber thun und sagen.

Theater und Bälle ereignen sich höchst selten, dann nur zu wohlthätigen Zwecken, und wer nicht das Amüsement in sich trägt, wird es draußen schwerlich finden. Doch man wird genügsam, gut Essen und besser Trinken hilft über Vieles hinweg; und dann und wann einmal ein Spaß, ein herzerquickender, muß genug sein zur Unterhaltung für ruhiges Alter und fröhliche Jugend — nur darf er nicht laut werden.

Das wäre der allgemeine Schauplatz, an welchem unser Geschichtlein spielt, nun müssen wir den speziellen betrachten.

Ein kleines, hohes Eckzimmer liegt vor uns; um das einzige Bogenfenster rankt sich breitblättriger Epheu, von der Ampel hängen Orchideen herab; zur Seite steht ein Pianino, darüber Beethoven's Büste; ein grünes, zweisitziges Sopha bildet einen allerliebsten Schmollwinkel in der einen Ecke, die andere nimmt der Ofen in Anspruch, der hier im kalten Norden eine wichtigere Stelle behauptet, als im Süden.

An der Hauptwand befindet sich ein großes Sopha, über welchem eine prachtvolle Photographie der Sixtinischen Madonna hängt, deren ernste Majestät und himmlische Schönheit fast strafend auf die lachenden, irdischen Gesichter herniederschaut, die unter ihr behaglich Platz genommen haben. Um den wohlversorgten Kaffeetisch gruppiren sich fünf Personen, unter denen es sehr heiter zugeht. Sehen wir, da eben die Lampe erscheint, wen wir vor uns haben. Sämmtliche edele Versammelte gehören dem genus femininum an, und zwar sind dreie, um mich zart auszudrücken, „schon in gesetzten Jahren", während die beiden Anderen, zwischen siebzehn und zwanzig, noch in dem hoffnungsreichen Alter stehen, wo der Mensch meint, er brauche nur zu kommen und den Baum des Lebens zu schütteln, dann müßte die goldige Frucht des Glückes sogleich auf ihn herniederfallen.

Doch Ehre, dem Ehre gebührt! Wir sind beim gestrengen Herrn Bürgermeister, und ist er selber auch nicht zugegen, so repräsentirt ihn doch die Mutter der Stadt, die Wirthin der kleinen Versammlung.

Eine kleine, bewegliche Frau mit klugen und sehr schelmischen Augen und raschen Bewegungen steht sie vor der Oberförsterin, einer schlanken Vierzigerin, welche in die Sophaecke zurückgelehnt mit dunklen, verständigen Augen und lächelndem Munde ihre Freundin ansieht, die eben eine Schnurre zum Besten giebt. Unterdessen hat die dritte Figur (je weniger man über sie sagt, desto besser), mit einer Brille bewaffnet, eine süddeutsche Zeitung studirt und bricht plötzlich in ein helles Lachen aus.

„Was giebt's, Frau Kreissekretär?" rufen die Damen, „was hast Du, Tante?" kichern die beiden Mädchen, die letzten Blättchen des vorhandenen fünfblättrigen Klees.

Ehe aber die Tante antwortet, wollen wir doch die beiden jungen Mädchen in Augenschein nehmen, denn die Jugend interessirt immer mehr als das Alter, namentlich wenn sich Anmuth und Fröhlichkeit dazu gesellen.

Helene, die kleinere der Beiden und der Oberförsterin einzige Tochter, ist ein echtes Jägerkind mit blitzenden Augen, trotzigem Lockenkopf und keckem Muthwillen, bereit, es mit der ganzen Erde und womöglich noch einem Stück Himmel dazu aufzunehmen, wenn das Wetter nur nicht gar zu tüchtig saust, dabei geschmeidig wie ein Reh, und freiheitsdurstig, wie, na wie gleich, wie ein alter Republikaner. Sie weiß im geselligen Leben umher zu plätschern, wie der Fisch im Wasser, wenn ich der Küche diesen prosaischen Ausdruck abborgen darf, würde aber ebenso gut im Stande sein, ein Hauswesen zu führen, wenn sie nur eines hätte. Vorläufig jedoch nimmt sie sich vor, wie alle Mädchen mit zwanzig Jahren, lieber ihre goldene Freiheit zu bewahren und nicht zu heirathen, als sich eine große Sorgenlast und solch' überflüssiges Möbel, wie einen Mann auf den Hals zu laden; und wo sie foppen kann, thut sie es lieber heute wie morgen, von dem Grundsatze ausgehend: das Gute darf man nicht aufschieben.

Darin wird sie von ihrer Freundin, der Größeren der beiden Mädchen, unterstützt. Diese, der einzige Sproß am bürgermeisterlichen Stamme, führt den Namen der Madonna, ist groß und schlank, mit jenen langsamen Bewegungen, welche allen großen, rasch gewachsenen Gestalten eigen sind. Sie blickt mit dunklen Augen so ernsthaft schüchtern in die Welt, als gäbe es in jeder Gesellschaft noch Riesen und Ungeheuer zu besiegen, hat es aber, wenn es erforderlich ist, wie ihre zierliche, geschmeidige Gefährtin hinter den Ohren. Sie singt wie die Lucca, tanzt wie die Taglioni. . . .

„Aber Tante, was lügst Du über mich zusammen", tönt mir entsetzt Marien's Stimme in's Ohr, die über meine Schulter liest, „Du weißt doch, daß ich gar nicht tanze, weil ich immer seekrank werde."

„Sei still, Kind", erwiderte die Tante, „das verstehst Du nicht, man muß Dich dem Leser interessant machen, und Seekrankheit ist niemals interessant. Weißt Du nicht, Kleider machen Leute. Störe mich nicht."

Helene und Marie waren sich Schwestern geworden, wenn auch ihr Sein und Wesen ganz verschieden geartet war; wollte man ihre Charakterverschiedenheit andeuten, so könnte man sagen, Helene sei ein keckes, kleines Sprühteufelchen, das die Leute zum Niesen bringt und spöttisch ruft: „Prosit!", während Marie als Leuchtkugel sich über die Menge erhebt und sich dann schnell im träumenden Dunkel verliert, als fürchte sie sich, bemerkt zu werden. Aber fern sei es von mir, solche unedle Vergleiche auf zwei junge Damen anwenden zu wollen; ich sollte sie poetischer Weise nur mit Blumen vergleichen, etwa „zwei Rosen am Stamme der Jugend" — doch würde das zu weit ab von Tante Jakobi's Antwort führen.

„Die Heirathsgesuche der Zeitungen haben mich immer sehr belustigt, aber so viele ich auch schon gelesen habe, ein solches ist mir doch bis jetzt noch nicht vorgekommen", erwiderte die Tante. „Habt Ihr nicht Lust, Euch zu melden, Kinder? Das lohnte schon."

„Laß hören", riefen die Mädchen, und Tante Jakobi las aus der großen, süddeutschen Zeitung wie folgt:

„Ein Mann von 36 Jahren, körperlich wohlgeformt, geistig wohlgebildet, heiteren Humors und lebenslustig, im Besitze einer jährlichen Rente von 25,000 Gulden und Grundbesitz, wünscht, nachdem er zehn Jahre lang alle Länder der Welt durchreist hat, ein eigenes Hauswesen zu gründen und sich deshalb mit einer Gattin zu versehen. Sie muß körperlich wohlgeformt und abgerundet sein, ein ovales Gesicht besitzen, welches durch Stirn, Nase, Lippen und Kinn in drei gleiche Theile getheilt ist, die Nase darf nicht wagerecht im Gesicht liegen, sondern muß womöglich mit der Stirn eine Linie bilden, und darf nicht nach innen, sondern muß nach außen gebogen sein. Falsche Zähne oder Haare werden nicht angenommen. Ist sie noch sehr jung, so werden keine Ansprüche auf vollendete Bildung gemacht. Hat sie zwanzig passirt, so muß sie einer feinen Gesellschaft mit Geist und Gewandtheit präsidiren und mit jeder Dame der Stadt in jeder Beziehung konkurriren können. Vermögen darf sie gar keines besitzen. Museums- oder andere Bälle darf sie nicht besucht haben. Theater und Konzerte müssen ihr ein Greuel sein. Sie muß richtig deutsch und französisch sprechen, letzteres jedoch ohne deutschen Accent."

Als die Tante geendet, lachten Alle hell auf und die beiden Mädchen sprangen jubelnd in die Höhe.

„Nein, das ist zu schön", rief Helene, meine Nase ist nach außen gebogen."

„Ich habe noch keinen Ball besucht", lachte Marie.

„Wo ist der Zollstock? wir müssen messen, welche von unseren Visagen aus drei Theilen besteht. Die Zwanzig haben wir Beide noch nicht erreicht."

„25,000 Gulden Rente und einen Höcker vielleicht in den Kauf, ei, schmeckt du prächtig! Weißt Du was? wir wollen uns melden, wir wollen loosen, wer den Vorrang hat" — so jubelten die Mädchen durcheinander, und sich umfassend, tanzten sie mit heiterem Lachen durch das Zimmer.

„Die tollen Mädchen wären wirklich dazu fähig", meinte die Bürgermeisterin, als das allgemeine Gelächter ein Ende nahm.

„Parole d'honneur!" trumpfte Helene, „ick melde mir."

„Um Gotteswillen, Kind", mahnte die Oberförsterin, die wirklich Angst bekam, „Du könntest Dir doch die Finger dabei verbrennen. Rede gar nicht erst solch dummes Zeug; hörte Dich die Frau Staatsanwalt, sie ließe Dir kein gutes Haar und würfe Dir mit Recht Unweiblichkeit vor."

„Ach was! die ist nur neidisch, daß der lange Graf letzthin den Cotillon mit mir getanzt hat, und weil, trotz aller ihrer

Anstrengungen, ihre drei Grazien, noch einsam und allein durch's Leben wandeln müssen. Doch sei nicht bange, Mama, jedes Kind sieht dieser Annonce an, daß ein Spaß dahinter steckt. Könnte es wirklich einen solchen Narren geben, der sich in vollem Ernste durch die Zeitung eine Frau suchen würde?" lautete Helenen's Erwiderung.

„Ach Kind!" entgegnete die Bürgermeisterin, „die Narrheit in der Welt ist groß und jedes Menschenkind hat seine ganz besondere Rolle, wo auch der Narr in ihm steckt, nur hütet man sich sorgfältig, den Winkel zu zeigen, in dem er verborgen sitzt. Schlagen wir einmal an unsere Brust und beichten wir uns im Vertrauen, wo er bei uns selbst sein Nestlein hat."

„Der Gedanke ist mir neu", sagte die Oberförsterin, „ich muß einmal überlegen, worin ich denn meine Narrheit zu suchen habe."

„Lassen Sie nur die Jugend den Anfang mit der Beichte machen", scherzte Tante Jakobi, „Jugend und Thorheit ist zu nahe mit einander verwandt."

„Na, Tante, Du wirst beleidigend", unterbrach sie Helene mit verstelltem Zorn.

„Aber eine Extranarrheit hat doch Jede von Euch", fuhr die Tante fort, ohne sich stören zu lassen, „das sage ich Euch auf den Kopf zu.

„Meine Narrheit", rief nun die lebhafte Bürgermeisterin, „besteht darin, daß ich bei jeder Gelegenheit Patience lege. Quält mich eine Ungewißheit, kreuzt eine brennende Frage meinen Lebensweg, flugs befrage ich das Orakel und lege mir eine Patience, je schwerer desto besser, freue mich, wenn der Bescheid günstig ausfällt, und wenn sie nicht aufgeht, tröste ich mich mit dem Gedanken: Es ist ja doch nicht wahr."

„Nur muß ich Mutterns Beichte dahin ergänzen", neckte Marie, „daß sie, wenn die Patience ihr Ende erreicht hat, gewöhnlich vergessen hat, was sie eigentlich durch das Orakel erfahren wollte."

„Du böses Kind", schalt lächelnd die Bürgermeisterin, „wer wird denn aus der Schule plaudern? Häusliche Geheimnisse verschweigt man. Doch weiter, meine Damen, soll denn meine Beichte die einzige bleiben?"

„Nein!" sagte heiter die Oberförsterin, „nun komme ich an die Reihe. Bis jetzt habe ich mich immer für eine sehr verständige Person gehalten, aber nun ich mich prüfe, sehe ich ein, daß auch ich einen verwundbaren Fleck unter meiner Haube trage. Meine Passion ist das Kochen und Backen; finde ich ein neues Rezept, so kommt nicht eher Ruhe in meine Seele, bis ich es probirt habe und weiß, wie es schmeckt. Mich quält es fieberhaft, kann ich nicht am Herde stehen, um die Fortschritte des Mittags selbst zu bewachen, und eine mißrathene Sauce bringt mich um meine gute Laune."

„Das kommt aber den Ihrigen und uns zu Gute", erwiderte die Bürgermeisterin, „also ist es im Grunde eine sehr nützliche Narrheit, die meinige bringt aber weder Nutzen noch Schaden. Nun aber fix, Ihr Kinder, heraus mit der Sprache, wir Alten gingen Euch, wie immer, mit gutem Beispiel voran, Deine Narrheit, Mariechen?"

„Beichte Du für mich, Mutter", meinte diese.

„Gut, das soll geschehen. Sehen Sie, meine Damen, mein einziger Sprößling hat eine krankhafte Neigung für Alles, was „Verse" heißt. Sie kann keinem Gedicht begegnen, gleichviel, ob gut oder schlecht, ohne es wenigstens zu lesen, wenn nicht gar abzuschreiben. Als sie noch ein kleines Kind war, fand ich sie, weinend über ein fettiges Stück Papier, in welchem vielleicht einst Butterbrot eingewickelt gewesen war und das sie sorgfältig aufgelesen hatte. Was stand darauf? Der Anfang der großen Arie aus Euryanthe:

„Glöcklein im Thale,
Rieseln im Bach,
Säuseln in Lüften,
Schmelzendes Ach!"

Die allerliebst parodirenden Bewegungen der Redenden riefen ein heiteres Lachen hervor, in das selbst Marie, auf deren Kosten es ging, fröhlich einstimmte.

„Da sieht man", bemerkte sie, „Mütter haben für Alles, was sie an ihren Töchtern sehen, doppelt scharfe Augen — aber leider mehr für die mangelhaften, als für unsere guten Seiten."

„Laß gut sein, Mieze", rief Helene, „sie gestehen nur nicht, wie stolz sie eigentlich auf uns sind und halten es für ihre Pflicht und Schuldigkeit, uns zu ducken, blos um uns zu zeigen, was für fehlerhafte Menschenkinder wir eigentlich seien und wie viel uns noch an dem Urbilde weiblicher Vollkommenheit fehle, bis sie mit süßem Herzklopfen sagen können: „Ach! meine Tochter ist ein Engel." Aber wir machen uns nicht allzu viel aus der Schelte, denn wir wissen doch, was wir davon zu denken haben, nicht wahr, Kleine?"

„Gott segne, das sprudelt ja wie eine Wasserquelle", lachte Tante Jakobi, „na, Helenchen, auf den Mund bist Du eben nicht gefallen, das kann Niemand behaupten. Doch wenn Dir der Himmel solch' gutes Mundstück verliehen, heraus mit der Sprache, in welchem Winkel von hochdero lockigem Krauskopf steckt denn Deine Narrheit?"

„Narrheit blos, Tante? Bitte, bediene Dich des Plurals, es muß heißen „Narrheiten", denn ihrer sind Legion:

„Ich liebe, was fein ist,
Wenn's auch nicht mein ist",

sang Helene lachend heraus, „und die Anderen ergötzten sich an ihrem sprudelnden Lebensmuth."

Pro primo: ich habe eine große Schwachheit für zweibeinige Leute, majestätisch einherwandelnde Krähen, die Professoren der Weisheit — fidele Spatzen, Typen des genialen Leichtsinns, stolze Hähne, das eingebildete Cavalierthum, mit ihren dummen Damen die wichtigthuende Bornirtheit. Pro secundo kommt eine noch größere Schwachheit für vierbeinige Personen, als da sind verständige Katzen, wohlunterrichtete Hunde, schöne muthige Pferde, und pro tertio meine größte Schwäche ist, einen guten Spaß auszuführen und aus voller Seele darüber zu lachen", schloß Helene.

„Ei Kind, da ertappe ich Dich ja auf verbotenen Wegen, wer heißt Dich, mir meine eigene Narrheit zu annektiren?" rief die Tante. „Sieh', das sind Alles auch meine Passionen, wozu in meiner Jugend noch die kam, daß ich kein neues Lied singen hören konnte, ohne es in meinen Besitz zu bringen, und so alt ich bin, könnte ich Dir noch heute die Hand dazu reichen, wenn es gälte, einen harmlosen Scherz auszuführen."

„Ei Tante", drohte Helene, „male den Versucher nicht an die Wand, ich könnte Dich beim Worte nehmen."

„Komme Du nur, Du Schelm", entgegnete die Kreissekretärin, „mich findest Du immer bereit dazu, bei Tage und bei Nacht."

Alle lachten, und als die Oberförsterin nach der Uhr sah, fand es sich, daß die Zeit herangerückt war, zu welcher man die Männer aus dem Klub erwarten könnte. Sämmtliche Hausfrauen waren nicht blos pflichtgetreu, sondern liebten häuslichen Frieden, und so löste sich der heitere Zirkel auf.

(Fortsetzung folgt.)

* **Ueber Hyacinthentreiben im Zimmer** schreibt Radike in der „Danz. Ztg.": Wünscht man Mitte Januar blühende Hyazinthen zu besitzen, so ist jetzt die höchste Zeit, dieselben in Töpfe zu pflanzen. Man bedient sich dazu einer kräftigen Mistbeeterde und verwendet mäßig große Töpfe, von denen die längeren, sog. Hyazinthentöpfe, vor den gewöhnlichen deshalb den Vorzug haben, weil die Hyazinthe gern lange Wurzeln treibt. Nachdem die Oeffnung des Topfes mit einem Scherben bedeckt ist, wird der Topf auf drei Viertel seiner Höhe mit der obengenannten Erde gefüllt, etwas Sand darauf geschüttet, hierauf die Zwiebel auf den Sand gelegt und der übrige Raum mit guter Erde gefüllt, so daß die Spitze der Zwiebel auf der Erde steht. Angegossen darf jetzt die eingepflanzte Zwiebel durchaus nicht werden, da letzteres die Fäulniß sehr begünstigen würde. Nun gräbt man die Zwiebeln mit den Töpfen derart in ein Gartenbeet oder beschüttet dieselben in einem Keller so tief mit feuchtem Sande, daß über dem Topf sich eine Erdlage von 6–8 Zoll befindet. Geschieht das Eingraben im Garten, so darf das Bedecken mit Laub oder Dung nicht versäumt werden, damit man die Töpfe im Winter herausbekommt. In gleicher Weise verfährt man auch mit dem Einpflanzen der frühen Treibtulpen, Crocus und Scilla sibirica, während man jedoch von den Hyazinthen eine Zwiebel in den Topf pflanzt, nimmt man von den letzteren je 3—5 Stück, das Eingraben in die Erde bleibt auch bei diesen dasselbe und muß deshalb möglichst bald geschehen, damit die Zwiebeln Zeit zur Bildung von Wurzeln haben Mitte Dezember nimmt man dann die Töpfe aus der Erde und kann dieselben in ein Zimmer von 4—5° Wärme stellen. Auch jetzt wird man noch gar nicht oder nur diejenigen Töpfe angießen, bei denen die Erde trocken erscheint. Die früheste Hyazinthe, Homerus, einfach roth, placirt man dagegen, wenn man sie in der zweiten

Hälfte des Januar in Blüthe haben will, gleich im Wohnzimmer bei etwa 15° Wärme und gießt hier ausschließlich mit temperirtem Wasser von 15 bis 20°. Da die Zwiebel eben aus der Eingrabung gekommen und nur schwach getrieben haben wird, ist das Begießen in den ersten 14 Tagen mäßig, dann stärker vorzunehmen. Am Fenster ist bekanntlich die kühlste Temperatur des Zimmers im Winter, und da man des Lichtes wegen die Töpfe dort aufstellt, empfiehlt es sich, zur Beschleunigung des Treibens die Hyazinthen Nachts auf einen Tisch an einen warmen Ofen zu stellen. Der Vorsorge wegen setzt man dann aber die Töpfe in Untersätze, in welche man temperirtes Wasser gegossen hat. In dieser Weise behandelt, werden sich die Blumen angemessen entwickeln und die aufgewendete Mühe reichlich lohnen. Jedes Preisverzeichniß nennt die empfehlenswerthesten Sorten und sind die Liebhabereien darin verschieden, doch dürfte darauf zu achten sein, daß die einfach blühenden Hyazinthen mehr Glocken und größere Blüthenkolben liefern als die gefüllten, sich auch leichter treiben als die letzteren. Wer Neigung für Marseiller Tacetten hat, kann dieselben ebenso früh wie Homerus ziehen. Crocus und Scilla haben beim Herausnehmen aus der Eingrabung stets stärkere Keime wie die Hyazinthen, man lasse sich deshalb jedoch nicht verleiten, dieselben gleich ins warme Zimmer zu stellen, denn die Blumen werden stecken bleiben, es ist besser, damit noch 4 bis 6 Wochen zu warten. Duc van Thol läßt sich dagegen auch früh treiben, giebt aber, wie alle übrigen Treibzwiebeln, später ins Warme gebracht, viel besser entwickelte Blumen. Die abgetriebenen Zwiebeln haben für den Dilettanten keinen Werth und liefern, im Garten ausgepflanzt, nur wenige, schwache Blumen. Hyazinthen auf sogenannten Hyazinthengläsern zu treiben, wird in der Art bewirkt, daß man auf die mit Wasser gefüllten Gläser die Zwiebeln so legt, daß der Boden derselben das Wasser nicht berührt. Die Fäulniß des Wassers wird dadurch verhindert, daß man nach dem jedesmaligen Aufgießen desselben, welches regelmäßig alle zwei bis drei Tage geschehen soll, ein erbsengroßes Stück Salpeter hineinwirft. Das Treiben der Hyazinthen in Töpfen ist aber aus mehrfachen Gründen dem letzteren Verfahren bedeutend vorzuziehen.

---

* **Wechselnde Körpergröße.** In einem längeren Artikel theilt das „Militär-Wochenblatt" die interessante Thatsache mit, daß die Körpergröße täglich wechselt, und zwar sind, nach der Beobachtung des Professors Busch, vier Zentimeter die Maximaldifferenz. Diese eigenthümliche Erscheinung beruht auf einem physikalischen Gesetze. Die Wirbelsäule besteht nämlich aus 24 einzelnen Wirbeln, zwischen welche elastische Knorpelscheiben eingefügt sind. Sie geben Biegsamkeit, schützen die einzelnen Wirbel beim Sichdrehen gegeneinander und schwächen bei Bewegungen des Körpers von oben nach unten den Stoß auf die Wirbelsäule ab. Diese Scheiben nun, welche bei den nach unten zu größer werdenden Wirbelkörpern auch entsprechend größer und dicker werden, werden bei aufrechter Haltung des Körpers durch den dabei stetig wirkenden Druck der Last des Kopfes und Rumpfes auf die Wirbelsäule bei der größten Mehrzahl der Menschen etwas zusammengedrückt, so zwar, daß sie um so stärker zusammengedrückt werden, je länger sich der Körper in aufrechter Haltung befindet. Während der Ruhe des Körpers in horizontaler Lage — also in der Regel während der Nachtruhe — gleicht sich alsdann die entstandene Differenz wieder aus. Hieraus erklärt sich denn auch das lange Zeit auf Irrthümer in der Messung zurückgeführte Faktum, daß die Längenmessung der Leute bei dem Musterungsgeschäft andere Zahlen ergiebt als später bei der Truppe. Werden dieselben doch hier in der Regel des Morgens gemessen, dort aber nach langem Warten und Umherstehen häufig erst zu später Nachmittagsstunde.

---

* **Der Tunnel zwischen England und Frankreich.** Der vielbesprochene Bau eines Tunnels zwischen England und Frankreich wird von verschiedenen englischen Fachblättern als unausführbar bezeichnet. Das Meer dürfte vor allen Dingen das Unternehmen zu Wasser machen; eine nur einigermaßen genügende Ventilation herzustellen, scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein; und endlich kann von einer Rentabilität der Bahn nicht im Entferntesten die Rede sein. „Engineer" sagt, daß aus der geognostischen Beschaffenheit des Gesteins unter dem ganzen Tunnel geschlossen werden könne: ein einziger tiefgehender Spalt oder Riß, eine wassergefüllte Höhlung könne den nahezu fertigen Tunnel unter Wasser setzen und das Resultat jahrelanger Arbeit vernichten. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, welche die Ventilation bei den nur 12 resp. 15 km langen Tunnels am Mont Cenis und am St. Gotthard verursacht hat, ist es wohl gestattet, zu fragen, wie das Problem für den über 30 km langen Kanaltunnel gelöst werden soll, noch dazu, da bei jenen auf hohen Bergen gelegenen Tunnels die Natur die Ventilation wesentlich unterstützt hat, während bei dem Kanaltunnel die Schwierigkeit der Ventilation, auch abgesehen von der größeren Länge, eine viel größere sein würde. Die „Railway News" betrachten die finanzielle Seite der Sache. Sie nehmen da für die Herstellung des Tunnels erforderliche Kapital zu 20,000,000 Pfd. St. an und stellen darnach folgende Rechnung auf: 5 Prozent Zinsen von 20,000,000 Pfd. St. betragen 1,000,000 Pfd. St.; bei 50 Prozent Betriebskosten muß also Bruttoeinnahme sein pro Jahr 2,000,000 Pfd. St., oder pro Woche 40,000 Pfd. St. Zahl der 1. Klasse-Passagiere, welche jährlich nöthig ist, um bei dem Maximaltarif von 3 Pence pro Meile diese Einnahme zu bringen: 8,320,000 oder pro Woche 170,000. Um diese Zahl von Passagieren zu befördern, müßten Züge, aus je 10 Personenwagen bestehend und in denen jeder Sitzplatz besetzt ist, in viertelstündigen Intervallen in dem Tunnel einander folgen, Tag und Nacht, Wochen- und Sonntage. Bei einer Fahrgeschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde würde die Fahrt durch den Tunnel 40 Minuten dauern, und würden sich in jedem Augenblicke Tag und Nacht zu gleicher Zeit vier Züge — in jeder Richtung zwei — in dem Tunnel befinden müssen. Würden an Stelle der ersten Klasse-Passagiere solche billigerer Klassen oder Güter transportirt, so müßte die Zahl der Züge entsprechend sich vermehren. Wie aber in einer 20 englische Meilen langen Höhlung, in der sich gleichzeitig ständig mindestens vier Züge befinden, und welche außer den beiden Mündungen keine Luftströmung hat, der Zustand der Luft werden würde, daran ist nach dem Beispiel der Londoner Untergrundeisenbahn, welche doch so zahlreiche Luftschächte und Ausgänge besitzt, nur mit Grauen zu denken. Es ist deshalb auch nicht anzunehmen, daß sehr viele Reisende den dunklen, dumpfigen Weg unter See der Fahrt über die glänzende See und unter dem blauen Himmel vorziehen werden. Wenn aber auch jeder Reisende, der jetzt den Kanal passirt, künftig den Tunnel passiren sollte, so würde doch nicht ein Zehntel der Summe einkommen, welche nöthig wäre, um das Anlagekapital mit fünf Prozent zu verzinsen. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten dürfte als sicher anzunehmen sein, daß der Kanaltunnel so wenig wie der Gotthardtunnel zu Stande kommen kann ohne beträchtliche Subventionen der betheiligten Staaten.

---

* **Ist das Nordlicht elektrischen Ursprunges?** Diese Frage ist vielfach der Gegenstand von Erörterungen gewesen. In den letzten Tagen ist nun in Nordamerika über allen Zweifel festgestellt worden, daß Einwirkungen des Nordlichts auf Telegraphenleitungen stattfinden. Somit wäre man denn, wie es scheint, der Lösung des Problems näher gekommen. Das Nordlicht, welches kürzlich in verschiedenen Landestheilen der Vereinigten Staaten sichtbar geworden, hat die Depeschen, welche über die Drähte der Western Union Company gehen, in unangenehmer Weise aufgehalten und verzögert. Der Nachtsuperintendent Dolan in Newyork sagt, daß die Störungen fast zwei Tage lang gedauert hätten. Am meisten betroffen wurden die Linien an den großen Seen, und in Neufundland fand man es fast unmöglich, die Kabel dienstfähig zu machen. Die Depeschen, welche unter der Erde über die Kabel gehen sollten, litten am meisten durch die elektrische Strömung, welche mit dem Nordlicht sich eingestellt hatte. Aber auch die gewöhnlichen Telegraphen wurden zeitweilig unbrauchbar, indem auch die Batterien ihren Dienst total versagten. Das einzige Mittel, Depeschen zu entsenden, bestand darin, daß man geduldig wartete, bis eine elektrische Welle vorüber war. Dabei wurde freilich Zeit und Geld verloren. Superintendent Dolan sagt, daß die Störungen den bei einem gewöhnlichen Gewittersturm ganz ähnlich sind. Dieselben Kräfte, die den Blitzstrahl erzeugen, erzeugen auch in modifizirter Weise das Nordlicht. Es wäre möglich, diese elektrischen Ströme zum Telegraphiren selbst zu gebrauchen und sie nutzbar zu machen, während sie jetzt nur schaden. Aber die Geschäfte waren so dringend, daß man nicht Zeit zum Experimentiren hatte. Wenn man die Drähte von der Batterie löste und in die Erde führte, so würde man finden, daß die Elektrizität des Nordlichts von selbst einen elektrischen Strom erzeugt und zum Entsenden von Depeschen gebraucht werden kann. In ähnlicher Weise seien bei einem großen Gewittersturm die Drähte in die Erde geführt worden und man hätte 2¼ Stunden lang wichtige kommerzielle Depeschen nur mit Hilfe der großen natürlichen Batterie befördert. Der elektrische Strom sei durch den Krieg der Elemente einzig und allein erzeugt worden. So lange der Einfluß des Nordlichtes dauere, würden auch Verzögerungen, wie die in den letzten Tagen, stattfinden.

---

* **Ueber die Klavier-Epidemie** spricht sich der französische Dichter Laprade in einem Buche, das überhaupt gegen die überwiegende Bedeutung der Musik im modernen Leben eifert, in auch für Deutschland höchst zutreffender Weise aus. Er bedauert, daß eine genaue Statistik der Klaviere in Frankreich wegen ihres fortwährenden Zunehmens so schwer herzustellen sei, wie die der Reblaus (Phylloxera). In jedem Hause einer großen Stadt gebe es ebenso viele Klaviere als Familien. Welche Tyrannei der Musik! Jeder beschäftigte Mann in Paris habe ein Pianino über seinem Kopf, eins zu seinen Füßen, eins zur Rechten, eins zur Linken, abgesehen von dem Klavierspiel, das obendrein durch die geöffneten Fenster zu ihm dringt. Die Zahl der Klaviere in Frankreich betrage nach einer sehr mäßigen Taxirung 500,000. Laprade will von den Qualen schweigen, welche man durch das Klavierspiel erleide, aber um uns einen Begriff zu geben von dem Despotismus, den es bis in die Politik hinein ausübe, erinnert er daran, daß die Klaviere sich der Besteuerung zu entziehen wußten, in einem Lande, wo Alles bis auf die atmosphärische Luft besteuert ist. Die gesetzgebende Versammlung, deren Mitglied zu sein Laprade „sehr gegen seinen Willen" die Ehre hat, verwarf einen Antrag auf Besteuerung der Klaviere, welcher die Staatseinkünfte um zehn Millionen vermehrt hätte. Aber, fährt unser Autor fort, die Opfer des Klaviers sind nicht blos die Zuhörer der klimpernden Schüler, sondern diese Schüler selbst — vor Allem die zahllosen jungen Mädchen, welche ihre Nerven abnützen und so viel kostbare Zeit verlieren, um doch so selten gute Pianistinnen zu werden. Wie schön, wie werthvoll sei es, eine angenehme Pianistin in der Familie zu besitzen! Aber dieser glückliche Phönix findet sich äußerst selten. Möchte doch die Statistik folgende Aufgabe lösen: Wie viele Millionen Stunden werden jetzt auf das Klavierspiel verwendet und wie viele Stunden wahrer genußreicher Musik bringen sie zu Wege? Laprade macht manche treffende Bemerkung über die Erziehung und räumt gern ein, daß der Musik darin eine Stelle gebühre, sogar in den Volksschulen, nicht aber eine unverhältnißmäßige Bevorzugung. Man wird uns nicht Musik lehren, um Musiker aus uns zu machen, ebenso wenig als man Poeten aus uns machen will, indem man uns Literatur vorträgt. Nur eine entschiedene, gebieterische Begabung sollte die Menge von Stunden rechtfertigen, welche dieser Kunst gewidmet werden. Die übergroße Mehrzahl der Menschen solle sich mit Musik nur beschäftigen, um sich für musikalische Genüsse zu bilden und vorzubereiten; diese Vorbereitung brauche keineswegs lange zu dauern. Für unsere Jungmente, namentlich auf dem Klavier, viel zeitraubend. Was Jeder lernen und können sollte, ist: in einem Chor mitsingen. Der Musik sollte weniger, dem Zeichnen mehr Aufmerksamkeit gegönnt werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.